Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 5 (1888)

Artikel: Zur Geschichte der Basler Mundart

Autor: Socin, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747248

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Geschichte der Basler Mundart.

Nach einem Vortrage von **Dr. A. Socin** in **Basel.**

In der Geschichte der deutschen Sprache nimmt der alemannische Dialekt, zu dem unsere Basler Mundart gehört, eine ehrenvolle Stellung ein, nicht nur, weil er im Gegensatze zu andern bis auf den heutigen Tag im Munde der Gebildeten wie des gemeinen Mannes gleichmäßig sich behauptet hat und dadurch vor Verarmung und Verrohung bewahrt geblieben ist, sondern auch wegen seines Auftretens schon in den frühesten Denkmälern deutscher Sprache. Die Anfänge der deutschen Literatur sind bekanntlich hervorgegangen aus einem praktischen Bedürfnisse, sie knüpfen insbesondere an an die Bestrebungen Karls des Großen um die Förderung und Befestigung des Christenthums, und so sind denn die ältesten Aufzeichnungen in deutscher Sprache entweder Uebersetzungen oder Bearbeitungen lateinischer Formeln kirchlichen Inhalts, dazu bestimmt, der Gläubigkeit des Laienvolkes wenigstens eine sichere und einheitliche Grundlage zu geben oder beim Unterricht an Novizen als Hilfsmittel zu dienen; den hervorragendsten Antheil aber an der Schaffung dieser Literatur hat das Kloster St. Gallen. Der Werth dieser ältesten alemannischen Schriftdenkmäler liegt also ihrer Natur nach vorwiegend in der sprachlichen Seite; sie geben uns ein treues Bild unseres Dialektes, wie er vor mehr als tausend Jahren geschrieben und — gesprochen wurde, denn es ist klar, daß, wo eine Sprache zum ersten Mal für die schriftliche Aufzeichnung verwendet wird, dies in keiner andern Form geschehen kann als genau so, wie man sie hört; erst nach und nach bildet sich auf Grund der vorhandenen Schriftwerke eine Schreibertradition, eine Schriftsprache, die mehr oder weniger stabil bleibt gegenüber der wandelbaren gesprochenen Mundart. Eine allgemeine, über den Dialekten

stehende Kunst- oder Schriftsprache aber war in jenen Zeiten schon aus dem Grunde nicht nöthig, weil das Lateinische als solche galt, und weil, was deutsch abgefaßt wurde, meist nur dem Bedürfniß des Schreibers oder seines engern Kreises entgegenkommen sollte; und so ist denn die „althochdeutsche" Sprache nicht eine einheitliche, etwa nach Art unseres jetzigen Hochdeutsch, sondern es ist einfach ein Sammelname für die verschiedenen Dialekte vom achten bis in's elfte Jahrhundert: alemannisch in der heutigen deutschen Schweiz, Schwaben, Breisgau, Ortenau, Elsaß; bayerisch in Altbayern, Tyrol und den österreichischen Marchen; fränkisch zu beiden Seiten des Mittelrheins, nach Osten den Main, nach Westen die Mosel entlang und nordwärts durch Hessen bis nach Thüringen hinein sich erstreckend. Wenn nun die Sprachgeschichte lehrt, daß die Verschiedenheit dieser Dialekte nicht so groß war, als daß sie mündlich und schriftlich nicht gegenseitig wären verstanden worden, daß mithin die Dialektspaltung erst im Laufe der Zeit fortgeschritten ist, so dürfen wir wohl auch den Schluß ziehen, daß gleicherweise innerhalb der einzelnen Dialektgebiete zu jener Zeit weniger Schattirungen bestanden als heutzutage, und daß die Sprache, in der das Vaterunser um 780 in St. Gallen deutsch aufgezeichnet wurde, zugleich auch die Mundart vorstellt, wie sie damals zwischen Jura und Schwarzwald galt:

Fater unsar, thû pist in himile, wîhi namun dînan. qhueme rîhhi dîn. werde willo diin, sô in himile sôsa in erdu. prooth unsar emezîch kip uns hiutu. oblâz uns sculdî unsaro, sô wir oblâzem uns sculdikêm. enti ni unsich firleiti in khorunka. ûzzer lôsi unsih fona ubile.

Selbst gegenüber dem gleichzeitigen Fränkischen, dem Dialekte des herrschenden Stammes und infolge dessen der Norm des Althochdeutschen, hat diese alt-alemannische Sprache ein alterthümliches Gepräge; volle Vokale, gewichtige Endungen verleihen dem Vortrag etwas Gemessenes, Feierliches; die Bevorzugung der harten Stummlaute p, t, k, ch ist eine Eigenthümlichkeit, die heute noch ihren rauheren Charakter begründet. Doch reicht unser jetziges Schweizerdeutsch von ferne nicht hin, daß wir diese Sprache ohne grammatische Vorstudien lesen könnten; ja schon im XVI. Jahrhundert bemerkt der Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi, der in St. Gallen diese alten Texte eingesehen hatte, unter fünf Worten verstehe man kaum eines, und erst aus der danebenstehenden lateinischen

Uebersetzung könne man erkennen, was dieses Deutsch bedeute. Solche Aenderung gebäre die hinschleichende Zeit.

Damit werden wir auf die Entwicklung der Sprache hingewiesen. Um's Jahr 1270 wurde zu Engelberg, wie fast ein halbes Jahrtausend zuvor in St. Gallen, die Regel des heiligen Benediktus in's Deutsche übertragen. Man vergleiche nun den Eingang beider Texte:

St. Galler Uebersetzung, ca. 802.

Hlose, welago chind, pibot des meistres indi kehneigi oora des herzin dines indi ze manungu des eerhaftin fateres cernlihho intfah indi hwaslihho erfulli, daz ze inan duruh horsamii arabeit hwarabes, fona demu duruh unhorsamii slaffii keliti.

Engelberger Uebersetzung, ca. 1270.

Liebs chint, vernim dü (die) gebot dins meistirz (Meisters) und gneige daz ore dins herzen und impfach (empfange) gerne die manung dins miltin vatirs und vollfülle si durnehtchlich (vollständig), daz tu (du) ime (ihm) wider cherest (zurückkehrest) mit der erbeit (Arbeit) dir gehorsami (deines Gehorsams), von dem du wer (warst) gevarn (gefahren) mit dem trag (Trägheit) dir ungehorsami (deines Ungehorsams).

Zwischen dem Alemannischen der ersten Zeiten und der heutigen Volkssprache hält, wie aus dieser Probe ersichtlich ist, die Sprache des XIII. Jahrhunderts ungefähr die Mitte, sie ist weniger volltönend, dafür aber beweglicher geworden.

In der Zwischenzeit hat die Geistlichkeit mehr und mehr aufgehört, die ausschließliche Trägerin der Literatur zu sein. Die Kreuzzüge und die Romfahrten hatten ein ganz anderes Element allmälig erstarken und in den Vordergrund treten lassen: den Ritterstand. Die Höfe wurden Mittelpunkte feiner Sitte und Bildung; in diesen Kreisen fand lyrische und epische Poesie alsbald geneigte Gönner und Pfleger: es ist das erste klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Die deutsche Sprache ist nicht mehr ein ungern gebrauchter Nothbehelf an Stelle der lateinischen Kirchen-, Gelehrten- und Staatssprache, sondern als vollgiltiges Mittel des literarischen Ausdrucks findet sie jetzt ihre Ausbildung in der „mittelhochdeutschen Dichtersprache". Und wenn auch der moralische Niedergang des Ritterthums zu Ende des XIII. Jahrhunderts den Zerfall des Minne-

sangs und der ritterlichen erzählenden Dichtung und des zarten Gebildes der Kunstsprache im Gefolge hat: die Anwendungssphäre des Deutschen ist dadurch nicht beeinträchtigt worden; im Gegentheil, vom XIV. Jahrhundert an bildet es sich als Prosasprache erst recht aus. Wieder sind es unsere alemannischen Gegenden, welche mit der Verwendung des Deutschen als Urkundensprache den Anfang machen; durch die Mystik, die unter den Auspicien der „Gottesfreunde" am Oberrhein ihre Stätte aufschlägt, erhält die nationale Sprache ihre Eignung zum Ausdruck philosophischer Ideen, und ebenso bedient sich ihrer die Geschichtsschreibung, welche seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts unter dem aufstrebenden und selbstbewußten Bürgerthum der Städte mächtig emporblüht. Von der Mitte des XV. Jahrhunderts an machen sich die Ansätze zu einer einheitlichen alemannischen Schriftsprache deutlich bemerkbar; Zeugniß dessen das berühmte „Narrenschiff" Sebastian Brants, welches zuerst 1494 zu Basel erschien, und dessen Sprache ebensogut das Straßburger Deutsch des Verfassers als das baslerische des Druckortes vorstellen kann. Dem Irrthum darf man sich freilich nicht hingeben, als sei dieser alemannische Literaturdialekt mit der Volksmundart, der Sprache des täglichen Lebens, noch durchaus eins gewesen; ist doch das echt schweizerische ch, welches die vorigen Proben in chind u. s. w. noch bieten, seit 1300 aus der Schrift verschwunden, trotzdem es im XIV. und XV. Jahrhundert in der gesprochenen Sprache so gut bestanden haben muß wie heutzutage. — Auch für diese Entwicklungsperiode ein Beispiel (Bericht des baslerischen Hauptmanns Ulrich Meltinger über die Schlacht bei Grandson 1476; Basl. Chron. II, 359):

Glich dovor worent die Eydgenossen alle uff ir knü gefallen und mitt zertrennten armen gebetten by dry pater noster und dry ave Marie lang, und als der hertzog in dem hinin rannte, do gestunden sy als die frommen. do begab sich, dasz wir muosten zuo siner syten hinin. do das erst treffen beschach, do wante er sich und floche. hielt sich herre Herman von Eptingen als ein wyser und schickte im die soldener und knecht hinnoch und sprach: ir frommen von Basel, begebend üch keins vorteils, denn das fuoszvolk mag üch nit zuo gevolgen; solte er sich denn gegen üch wenden, so wære uwer zuo wenig. glich als er die flucht genam, was ein reyn noch daby, stalt er wider und aber dran, do hiewend aber die Eydgenossen do-

rin unerschrocken. dö floch er aber, das beschach zum dickern mol, also dasz wir inen jageten von dem slossz Famerkü für sin erst wagenburg, die waz an einem wasser, in demselben wasser beschach ouch ein scharmützen. es sind nit recht wagenburg, aber es sind holtzen hüser, wie in einem dorff, und die uff grossem forteil. und floch alles uszhin und hatt brocht etlich grosz houbtbuchsen, grœsser denn die myn herren zum nechsten habent lossen giessen. da si nu so verre hindan gefluchen, do verzuhen wir und samleten uns und zugend in sin leger . . .

Was in dieser Sprache von der heutigen am meisten abweicht, ist Folgendes: Das Alemannische des XV. Jahrhunderts besitzt noch die einfache Form der Vergangenheit: ich was (ich war), stund, mußte, hielt, sprach u. s. w., wo der jetzige Dialekt (und vielleicht damals schon die Sprache des mündlichen Umgangs) das schleppende Perfekt: ich bin gestanden, habe gehalten etc. ausschließlich gebrauchen muß. Ferner hieß es hier noch wir gebend, wir habend für gend, hend; doch müssen auch letztere mehr der täglichen Rede angehörende Formen schon dagewesen sein, denn der Dramatiker Pamphilus Gengenbach gebraucht 1515 gen (heute ge) für geben, nen für nemen, lon für lossen, kon für kommen, ich sot, si wend, ir sähen = ihr seht u. s. w. Viel größer aber ist die Uebereinstimmung: wir sprechen heute noch glich und nicht gleich, Syte = Seite; uff = auf; Knü (Kneu) = Knie, Hüser = Häuser; zuo (zue) = zu, Fuoß (Fueß) = Fuß; noch (no) = nach, Mol = Mal, lossen = lassen.

Wir gehen um ein Jahrhundert weiter. 1580 beschreibt Christian Wurstisen die gleiche Schlacht bei Grandson unter Benützung jenes Meltingerschen Berichtes mit folgenden Worten:

„Sampstags vor Invocavit, den dritten Tag Mertzens, ruckten die Pundtsgnossen von Basts, einem Dorff ob Welschen Neuwenburg, fürbas, vorhabens das Schloß Famerkü (Vaumarcus), welches das Gebirg und See mit seiner gelegenheit beschlossen und der Hertzog am Tag darvor einnemmen lassen, zuo erobern. Ehe sie aber zum Schloß kamen, waren des Burgundischen Hers Vorleuffer, auß dem Leger bey Gransee, schon vorhanden, die doch bald widerumb zuoruck muoßten. Als nun der Pundtsgnossen Heer uber ein Hügel an ein weite hinauff kommen, sahen sie den Feind in dreien Häuffen mit dem Geschütz halten, ehe man sich ihren

versehen. Des schicketen sie sich zum ernst. Die Fehnlin Bern, Schwitz, Biel und noch eins waren im Vorzug, diesen folget der recht Hauff mit den Panern. Die Reisigen, welcher ein geringe anzal, regieret Hermann von Eptingen. Deren von Straßburg Reisige, auf 212 Pferdt, waren nicht zugegen, dann sie am Freitag umb besserer Füeterung willen an ein ander Ort gelosiert worden und, weil man sich des Feindts so bald nicht versehen, so zeitlich beym Heer nicht erscheinen mögen. Das Fuoßvolck von Basel ward in die Nachhuot geordnet, auß ersorgung einer verschlagnen Hinderhalt, die sie zuo ruck angreiffen möchte.

Vor dem Angriff fielen die Pundtsgnossen zur Erden, betteten mit zerthonen Armen bey drey Vatter unser lang. Darzwüschen war der Hertzog verrucket, hat seine drey Häuffen zuosammen geschlagen und mit eitel Kürissern ein spitz gemacht. Diese setzten in den Hauffen, darinn die Paner hielten, mit großem geschrey, wurden aber mannlich bestanden. Die Reuter greiffen beyseits an und fechtet man mit den Walhen also kecklich, das sie der Pundtsgnossen ernstlichen nachtruck nicht lang bestehn mochten, sonder die flucht gaben. Als ihnen die gering anzal Reutern vom Hauffen nacheilen wolte, manet sie der von Eptingen ernstlich ab, sich ihres Vortheils nicht zu begeben, damit sie nicht irgent die Feinde (wann der Fuoßzeug nicht gefolgen möchte) wendeten und ubermehret wurden. In der nähe was ein Rain, da sich der Hertzog widerumb zum Streit stellet. Aber die Teutschen hiewen also unerschrocken drauff, das er widerumb abweiche, und dieses beschach etliche mal. Dergestalt sengeten die Pundtsverwandten hernach vom Schloß Famerkü für sein erste Wagenburg an einem Wasser gelegen, da auch ein Scharmützel beschahe, durch das rechte Lager vor Gransee biß gehn Montagu, erschluogen ob 400 Fuoßknechten. Von Kürissern verlohre der Hertzog nur sieben, wie Philips von Comines sagt."

Das bloße Durchlesen genügt, um zu erkennen, daß der Sprachunterschied dieses Stückes gegenüber der ältern wie gegenüber der heutigen Mundart sich nicht auf den bisherigen natürlichen Gegensatz von geschriebenem und gesprochenem Dialekte beschränkt, sondern ein prinzipieller ist: der Chronikenstyl Wurstisen's ist nicht mehr das Baslerische, sondern das uns allerdings alterthümlich erscheinende Hochdeutsch des XVI. Jahrhunderts. Wohl heißt es noch zuo, Huot, schluog; Füeterung; zerthon = zerthan; Fehnlin = Fähnlein; — aber nicht sîn, sondern sein, nicht by, sondern bei; auß : uß, drauff : druff; die Häuffen :

Hüffen, Teutsch : Tütsch; Mal : Mol — es kommt noch vor das Dialektwort der Rain, aber auch das hochdeutsche der Hügel.

Was war geschehen in den zwei Menschenaltern, die Wurstisen von Pamphilus Gengenbach trennen, daß der alemannische Schriftdialekt verdrängt wurde? Antwort: Die Reformation hat das Hochdeutsche gebracht. Dieses war ursprünglich der auf fränkischer Grundlage beruhende Dialekt, welcher in den Ländern östlich der oberen Elbe: Nordböhmen, Schlesien, Meißen galt und als „Kanzleisprache" in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts auch in Thüringen, der Heimath Luther's, sich einbürgerte. Luther brauchte um so weniger zu zögern, sich dieser Sprache zu bedienen, als sie bereits vor ihm der verbreitetste deutsche Literaturdialekt, gewissermaßen die offizielle Reichssprache oder „Gemeinsprache" geworden war, da nach seiner eigenen Aussage Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich von Sachsen sich auf sie geeinigt hatten. Das Ansehen des Reformators, die unvergleichliche Verbreitung seiner Schriften und die schöpferische Kraft, mit welcher er ihren Wortschatz erfrischte und bereicherte, vermehrten ihr Uebergewicht; als der mächtigste Hebel für ihre Ausbreitung aber erwies sich die Buchdruckerkunst. Schon das rein geschäftliche Interesse an einem durch keine örtliche Schranken gehemmten Absatz ihrer Produkte mußte den Druckern die Existenz einer allgemein giltigen Büchersprache willkommen, ja unentbehrlich erscheinen lassen.

Ein merkwürdiges Zeugniß für diese Verhältnisse haben wir gerade aus Basel selbst. Im Jahre 1523 druckte hier Adam Petri Luther's Neues Testament unverändert nach, obschon es ihm nicht entgehen konnte, daß sein Leserkreis die hochdeutschen Wörter gar nicht alle verstehen werde. Aber er wagte nicht, die Autorität des Uebersetzers auch nur in einem Worte anzutasten, sondern zog es vor, unter dem Titel: „Die außlendigen Wörter auff unser Teutsch angezeigt" der Ausgabe ein in der Eile angefertigtes acht Seiten starkes Wörterbüchlein anzuhängen. Es sind allein 195 Wörter, welche in diesem Verzeichnisse erklärt werden, darunter solche, die wir längst als überall verständlich anzusehen gewohnt, ja die zum Theil in unsere Mundart übergegangen sind. So muß ænlich noch übersetzt werden durch gleich, bang durch engstig, deutlich : merklich, eyffer : ernst, flicken : bletzen, gegent : landtschafft, getreyde : frucht, hauchen : blosen, hügel : bühel, lippen : lefftzen, schmücken : auffmutzen, trenen : zehern, ufer : gestad.

Eine zweite Thatsache: Wurstisen's Tagebuch weist bis in die Siebenziger Jahre Dialekt auf; in seinen gedruckten Schriften der früheren Zeit verfällt er in Lauten und Wortformen noch vielfach in's Alemannische; aber in seinem Hauptwerk, der Basler Chronik, die er 1572 zu schreiben begann, hat er das mundartliche uß (aus), uff, verston (verstehen), bruchen, syge (sei), min (mein), sigind, werdind (seien, mögen werden) u. s. w. durchaus abgestreift. (Ach. Burckhardt in den Basler Beitr. z. vaterl. Gesch. XII, S. 389). Aehnlich sind die von 1514 bis 1585 reichenden Chroniken von Fridolin und Peter Ryff, sowie die autobiographischen Aufzeichnungen Thomas Platter's 1572 und seines Sohnes Felix 1612, weil nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, in der alt-baslerischen Sprache abgefaßt.

Mit dem Jahre 1600, um eine runde Zahl anzunehmen, beginnt also die zweite Periode in der Entwicklungsgeschichte des alemannischen Dialektes: er ist fortan nur noch als Mundart gebräuchlich, nicht mehr als Schriftsprache; wo man ihn schreibt, geschieht es nicht mehr wie früher als etwas Selbstverständliches, sondern zu bestimmten literarischen oder sprachlichen Zwecken mit der ausgesprochenen Absicht, die Sprache des täglichen Lebens genau zu kopiren.

Aus dem XVII. und bis in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts sind uns nur wenige solcher schweizerischen Dialektproben überliefert, deren Verständniß im Gegensatz zum früheren Schriftalemannischen uns nicht die mindeste Schwierigkeit bereitet. Erst durch die neue, von den Zürcher Kritikern Bodmer und Breitinger ausgehende, von Klopstock und Haller zur That umgesetzte literarische Richtung, welche das Wesen der Poesie nicht in einem glatten Versbau, sondern in der Natürlichkeit und Leidenschaftlichkeit der Schilderung suchte, wurde die Aufmerksamkeit wieder auf die Volkssprache mit ihrer Tonmalerei, Anschaulichkeit und Fülle hingelenkt. Der „Helvetische Patriot", eine zu Basel erscheinende Wochenschrift, bringt im Jahrgang 1756 einen für den heutigen durch Romanlektüre überreizten Geschmack zwar zu harmlose Liebesgeschichte: „Die schöne Alpmayerin oder das Verenichen ab dem Guggisberge" (womit eine Alp in der Gegend des Paßwangs gemeint ist), die aber dadurch interessant wird, daß sie ein Liedchen und eine Liebeskorrespondenz im Dialekt enthält. Die Verschollenheit der Quelle und die Wichtigkeit dieser Stücke für unsere Kenntniß des Idioms des westlichen oberen Baselbiets

und des Schwarzbubenlandes im vorigen Jahrhundert mögen deren unverkürzte Wiedergabe an diesem Orte rechtfertigen.

Ein Jüngling begleitet einen Maibaum, den er seiner Liebsten setzt, mit folgendem Zeddelchen:

„I bi wohl din, du aber nonig min,
My liebste Schatz! Mys schöns bruns Frenelin!
Nit rich, doch dir vo Herze hold und bieder,
Und sturb für di wohl zweinisch und denn wieder,
Könnt i di denn, mys Freneli lobesan,
So lang i leb, für mys liebs Bühlin han.
Das Tännlin isch hüt grün und bald würds dorre,
Denk nit so lang, mys Schätzli ußerkohre!"

„Sie erkannte nun gewiß die Schrift ihres Geliebten. Sie las. Sie überdacht's. Sie las wieder. Sie küßte das Zeddelchen. Sie lief hinein zu ihrem lieben Vater, sie wies es ihren Knechten, ihren Mägden. Sie mußten den Baum besehen, sie mußten sich auch mit ihr erfreuen. Sie fühlten Alle eine innige Freude an ihrer Freude. Das Meyelin, das Bäblin, der Stoffel, der Hans, ja sogar der ernsthafte Sennenbaschi, übrigens ein redlicher Kerl, aber welcher sonst niemals lachte (darum hießen sie ihn den Niefroh), lächelte diesmal über der unschuldigen Freude des Verenichens." — Aber diese Freude wird durch einen Nebenbuhler gestört, der Jungknabe zieht nach Basel und nimmt Handgeld. Von da entspinnt sich zwischen den Beiden der nachfolgende, auf das schließliche Sichkriegen hinauslaufende Briefwechsel:

Er. „Mys einisch no liebis Freneli! I muß ders doch au säge, mys untreuis Schätzeli! aber balg mi nit, du, albe mys Freneli! I ha z'Krieg dinget. Wenn der vergange hättist welle Hof ha, se hät is nit do. I denk, i hät sieder bald müsse füre sto. Denn wär i nit gange und i hät denn gwüst, daß de mi liebist und nit der Wasserthaler Peter. De kasch ems minetwege iez säge. My Hautme het mer in d'Hand versproche, er well mi in dry Johre wieder go lo. Kumen i denn wieder, se will i der es sidigs Halstuch krome und es sammigs Brusttuch. O Heye! wen i dra denke, an de Samstige Z'nacht. De bisch mer notte no liebe, aber dä Märe Peter! Er isch ke Narr, schön-bruns Freneli! Aber de hättisch in nie sölle zu der lo. I ha di doch so gliebet, i hätt mys Lebe für di glo. Es wär nit z'viel gsie. Hesch scho vergesse, wieni dinetwege fast umbracht wär worde? Und daß dy Mueter selig g'sait het, S'freneli muß doch ke andere ha as der Hansli? O heye, heye! Me trumt und gygt mer eweg. I hätt di gern no einisch gsee, aber i ka nit. Gelt, wenn de no ledig bisch, wen I wieder kumme, mer wei doch hofe? Bhüti Gott, Freneli, und grüß mer dy redliche

Aetti. Bhüti Gott no einisch, bis der Hansli wiederkunt. Eimohl de bisch no mys Freneli, wen I scho nimme dy Hansli bi. Wen de wit, schryb mer; mer blybe vier Wuche z'große Kems.

Hüniger Schanz, uf Mareye Geburth . . . ."

Sie. „Liebe Hansli! Han i ders nit allewyl gsait? De trauisch mer nit, was i au gsait ha. Mit dym Peter! Wen isch er den by mer alei gsie? Hansli, Hansli! e heschs e so wölle ha, gang iez. De schrybsch vom Hof ha. De weisch jo, daß euse Pfarrer het welle, i söll z'erst zu 's Herre Tisch go. Me muß jo de Here folge. Aber Hansli, das hätt I nit denkt. De kasch iez ußem Handgelt e Wälschi kaufe. Sie sy no schwärzer as dys bruns Freneli und könne au parle. Wenn de mer doch au ebbiß dervo gsait hättisch. Aber de bisch froh, daß de am Peter en Usred hesch. Gelt? es isch nit der Peter, aber i bi der verlaidet. Se will i denn di au vergesse. Bhüti Gott au. Wärs nur Gottswill, daß de wüßtisch, wie urecht de hesch.

uf † erhöhung

Diß bekenn I
Freneli abbem Guggisberge.

Wenn i eimol wüst, daß der Ernst wäri, i käm selber zu dym Hautme; I glaube, wen i em die dryßg Cronenthaler brächti, wo my Aetti am Beibeler Märet glöst het, er gäb di wieder."

Er. „Mys allerliebstes Freneli! my Gruß zuvor.

Nei Freneli, kum nit. Er ist gar fulärtig der Hautme. Er het mi gar sölch usglachet, woni ems gsait ha. Aber er het mer gsait, wen de die dryßg Krone bringisch, se well er mi go lo. I denke, es syg im um dryßg Krone, nit um di. Schick mer sie den, Freneli, di Aetti wird sie scho ummegä, ich will im au drum schribe. O Freneli, I will der den gern my Lebdig derfür diene. O Heye! wenn du nur wöttist; Freneli für allewyl, und wenn i zwey Lebe hätti. Kum mer den bis go Sebe is Wirthshuß eggegen. Emohl de machisch, daß i der Peter nimmemeh förchti. Dä redlig Peter, I han im unrecht do. I bi ne rechte Tell gsie, verzieh mers, und säg em doch nüt dervo. Bhüti Gott, mys liebis Freneli. O Heye, Heye! hätt nur der Hautme die dryßg Kronenthaler scho und I my Abscheid, und wäre mer nur bynenander, z'Sebe im Wirthshuß.

Große Kems uf Mathestag.

Hansli vo Melchthal,
bekenn wie obstoht."

Sie. „Liebe Hansli! O du Trauübel du! kasch de denn eme ehrliche Maidli nit einisch traue? Emohl wenn I nit usere Einödi wohnti, i wött di nit. Wenn euse Sennebaschi nit frum wäri und so ne Surrübel i glaube, i dörft en nit aluege. Hansli, thu das Mißträuisch sy ab. De förchtist di nur z'übel vorem Hautme. Dä guldig Spitzhösler wird mer nüt thu, wyl I di ha. O Hansli, Hansli! wen de eim nur trautisch! Denkst du nimme dra, was mer enander versproche hey, unter der alte Eiche, wo mer unterm

Scherme gstande sy unds eso donneret het, und wo mer d'Rinkele Kuh fast über d'Fluh abe g'falle isch. Wen J a dä Klapf denki, und wie der Himmel fast in eim Für gstande isch, wo de mi by der Hand gno hesch und se trurig gseit: O Freneli, wen is 's Wetter lebe lot, werde mer echtert enander allewyl so lieb ha as iez? Und win J der g'antwortet ha: jo Hansli, wen is 's Wetter lebe lot, wei mer wills Gott so blybe; und wo de derno gsait hesch: i wills blybe se gwüß as J weusche, daß mer 's Wetter nüt thut; und i der denn dy Hand au drucket ha und g'sait: es blybt derby und J au, Hansli. Se lang i a dä Schwur denki, se kasch de ruhig schlofe, Hansli. Drum blybts derby, i will der 's Gelt selber bringe, sust bhalt dy Hautme 's Gelt und di au."

Diese Proben enthalten bereits eine Anzahl Wörter, die uns Baslern nicht mehr geläufig sind, z. B. Hof ha oder hofen = Hochzeit machen, füresto als Vater bei der Taufe vortreten, mär Schimpfwort = verflucht, verdammt; der Her der Herr Pfarrer, sölch gar sehr, Tell Einfaltspinsel, Einödi einsamer Hof. Das Verzeichniß verloren gegangenen Sprachgutes schwillt aber in's Große an, wenn wir das Idioticon Rauracum, eine systematische Sammlung des baslerischen Wortschatzes, welche um 1760 der Professor Johann Jakob Spreng in einem starken, jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Basel aufbewahrten Folianten anlegte, mit dem heutigen Stande vergleichen. Eine genaue Durchsicht des Werkes ergibt nämlich, daß mindestens der zehnte Theil der darin aufgeführten Ausdrücke heute nicht mehr gangbar, sondern ersetzt ist entweder durch ebenfalls mundartliche Neubildungen oder zum weitaus größeren Theile durch hochdeutsche Wörter, also zumeist durch Umschreibung; oder diese Idiotismen werden zwar noch verstanden, ihr Gebrauch dagegen tritt bereits gegen die gemeinsprachlichen Wörter und Wendungen zurück. — Umgekehrt war vor hundert Jahren die hochdeutsche Schriftsprache Denjenigen, die nicht von Berufswegen mit der Feder zu thun hatten, noch lange nicht so geläufig wie heutzutage; gar manche baseldeutsche Brocken flossen ihnen noch unabsichtlich in die Schrift. Auch von dieser Mischsprache gibt der „Helvetische Patriot" Belege in dem Briefe eines Kleinbürgers, der sein Tagewerk beschreibt, und demjenigen eines Bauersmannes, der sich über das Gebahren junger Baslerherren auf der Landschaft beschwert.

I. Brief des Bürgers (Jahrg. 1756, S. 439):

„Ihr müßt wissen, daß ich ein halber Handwerksman bin und ein halber Feldman, und daß ich z'lebe hab, trutz dem Burgermeister. Vergangenen Merz bin ich in mein sehzigst Jahr tretten und bin also noch nicht steinalt. Aber ihr glaubet nicht, wie ich anderst bin erzogen worden, als jetzt. Ich

trinke kein Caffee und Thee und mein Hausweibli auch nicht. Am Morgen eine Mehlbrühe, und darnach ist mir der eichen Hafe gutgenug. Mein Sohn darf kein seiden Kamisol tragen, und meine zwo Töchtern haben noch keine seidene Feze an sich gehabt als an Haube und Halstüchere. Gute Kalmander und Halblein oder halb Bauele schickt sich für Handwerkstöchtere. Desto besser kan ich sie aussteuren, wann ich ihnen nit alles an den Leib henk. Aber wer schafft, kan nicht gmuzt seyn wie aus dem Docketenkensterlein. In der Jugend hab ich garbeitet, jetzt han ich mich so ruhig gesezt als einer. Mein Sohn treibt das Handwerk und meine Töchtern gehnd auf d'Güter, und mein Weiblein kocht mir. — Wenns Grichtstag ist, gang ich in die Grichtsstube. Es ist schad, daß man dort nit rauchen darf. Sonst wär es sehr kurzweilig. Dann die Proceßkübel sind entweders unfreundliche Nachbaren oder sind Flöser. Ich muß manchmal lachen, wie d'Advocaten d'Sachen verdraien, und manchmal erzürn ich mich und wünschte, daß der Richter mehr strafte, sonderli d' Advocaten. Wanns Gricht ein End hat, so ist Essenszeit, da sind ich an Fleischtagen Suppen und Fleisch und ein Gemüß und der Tisch scho deckt. An andern Tagen sonst ein Gäzlein. Nachmittag holt uns mein Weiblein ein Meyel Rothen. Ich ha fast vergesse, daß der Richter doch nicht allemohl spricht, wie ich spräch, wenn ich Richter wär. Und vor 14 Tagen hat mir getraumt, ich syg der Advocat Triebisen, und der Böse (Gott behüt uns davor!) woll mich holen. — Am Sonntag gang ich zweymal in die Kirche und hernach in meine Güter, und es freut mich, wenns d'Pfarrer unsern Herren recht sage. Aber sie thuns manchmal selber nit, was sie andern predigen. Ich schick meim Pfarrer das gut Jahr, darum besucht er mich einmal im Jahr und dankt mir. Wer ihms nit schickt, zu dem goht er nit. Das letzte Neujahr hab ichs ihm doppelt geschickt, aber er ist doch nur einmal darfür gekommen. Ich glaub, ich hab ihn erzürnt. Ich hab ihn gefragt, warum doch er das Bös an den Gmeinen eher seh als an den Vornehme? — Alle Abend gang ich zu Meister Raublieb, dem Weinschenk. Dahin kummen unserer Zwölf. Wir lesen d'Zeitunge und höre was im Roht paßirt ist. Wir wären noch wohl z'friede, wenn nur alle Rohtsherre rechte Burgerfreund wären. Wir halte d'Schaffhuser und Baßler-Zitung. Wir disputiren alle Tag, ob d'Eidsgnosse werde müsse mithalten nnd mit wem? Ich glaub, es würd schwär halten z'wisse, welches besser wär, oder ob wir sollen Eidgnossen bleiben. Einmal in unserm Tubackkämmerlin sind wir darüber uneins, was aus uns werde wird. Und das wird uns wohl auseinander stäuben. — Um Achte gang ich heim. Ich iß nit viel Z'nacht, aber einen nehmen mag ich wohl. Es ist g'sünder, mit dem schwären Kopf als mit dem schwären Bauch in's Bett go. Heißt das alles nit recht schwitzerisch?"

II. Brief des Bauern (Nachlese zum Helv. Patr., 1759, S. 94):

„Ehrbarer und bescheidener Gevater Meister Undervogt! Meinen Gruß zuvor. Ich muß euch doch brichten, daß ich erst die vergangene Woche etwas Neus gelernt hab. Ich hab gemeint, der Herrenstand sey in der Jugend

schon wiziger als der grobe Bauerstand im Alter. Aber ein Herd junge Herrlein, welche 5 Tag bey unserm Wirth trunken habe, habe mir anders zeigt. Er hat das Esse nit genug könne auftreibe, und seine Magd wäre fast wild worde und lieber auf der Weite als im Wirthshaus übernacht bliebe, vor diese Maidleinstäubern. Es ist nit anderst, als wenn sie gemeint hätte, Thur und Thor stehe ihnen allwegen offen, wenn sie ein schön Weibervolk erblickt habe. Und noch darzu greife sies so grob an, daß die ärgste Lunz vor ihne verscheuche müst. Der gute Wein ist fast auf dem Bode herumglaufe, und sie hätte doch nit so ein gut Herz ghabt, einem ehrlichen Landmann mit einer rechten Art ein Gläßlein zu gönne. Nur unser krummer Peter (Ihr wißts Gvatermeister Undervogt, Niemand im Dorf wischte gern die Schuh an diesem Vollzapf) hat ein par Maß von ihnen bekommen und sich dafür gnug leide müsse; und dem narrechtige Thöni ist noch ärger gange, sie haben ihm zlest den Wein gar mit dem Küchleinträchter eingschüttet. Es dunkt mich, es sey kein Kunst, Narre für Narre z'halte, und ein wiziger thu' es nit. Es sind Arme gekomme, denen haben sie ganze Handvoll Rappe in ein Mistgülle gworfe, und es hat sie lustig dunkt, wenn sie sie us dem Koth gsucht und ihre Kleider verderbt han. Ueber andere sind ganze Zuber voll Wasser wehrend dem Uflesen gschüttet worde. Am Sontag han sie in der Kirche so glacht und gmacht, daß der Pfarrer fast nit hat fortkomme könne und der Gmein alle Andacht vergange ist. Einer ist in der Nachtkappe komme, der Ander mit der Peitsche, der Dritt hat seine Strümpf nit bunde ghabt, und Andere noch ungebührlicher. Ich will nit davon sage, daß sie die graueste Männer auf den Buggel hinaus duze und mit uns rede, als wenn wir ihre gekaufte Knecht wäre. Einmahl wenn unser Pfarrer uns nit predigte, wir seyn Christenleuth und unser Seel sey unsterbli, sie machte mich bald glaube, daß sie uns nit für Mensche ansähn. Gott gegrüst verbleib ich euer getreuer Nachbar Jogge Altenfluh."

Heute ist das nun alles anders geworden. Die Schweizersprache, insbesondere in den großen Städten, hat einen schweren Stand. Zunächst ist es die vermehrte Schulbildung, die die Mundart langsam untergräbt. Jemandem, der mehr liest als spricht — und deren Zahl und Einfluß ist nicht gering — werden unvermerkt die hochdeutschen Wörter geläufiger als die mundartlichen. Sodann die durch die Eisenbahnen bewirkte soziale Revolution. Die geborenen Basler, die berufenen Träger der traditionellen Sprache, verschwinden mehr und mehr in der Fluth der nicht nur aus den Schweizerkantonen, sondern namentlich auch aus dem Ausland in einem Maße Einwandernden, welches selbst die vielgerühmte Assimilationskraft des baslerischen Charakters nicht mehr zu bewältigen vermag. Wie Jahrhunderte alte Sitten und Gebräuche spurlos sich verlieren oder dem Gespötte preisgegeben werden, so arbeitet die nivellirende

Tendenz sich fremdfühlender Elemente bewußt oder unbewußt an der Beseitigung der ausgeprägtesten unserer Eigenthümlichkeiten, der ihnen unverständlichen oder unerlernbaren und darum unsympathischen Mundart. Seit dem Beginn der Siebenziger Jahre, dem Zeitpunkte des rapiden Anwachsens der Stadt, ist eine entschiedene Abnahme des reinen Baseldeutsch zu beobachten. Die Ansicht, wenn die Basler Sprache ihre Eigenthümlichkeiten aufgebe, so werde es wenigstens geschehen zu Gunsten eines mit der Durcheinanderwürfelung der Bevölkerung sich etwa bildenden allgemeinen schweizerischen Dialektes, dürfte sich trotzdem kaum bestätigen. Das Hochdeutsche, das uns durch die tägliche Zeitungslektüre zugeführt wird, wirkt stärker als der mündliche Verkehr mit Solchen, die selber unter einander in der Mundart noch abweichen. Wenn ein baslerisches Wort abkommt, tritt selten ein gemeinschweizerisches, sondern fast immer ein hochdeutsches an seine Stelle.

Noch einige irrthümliche Anschauungen seien zum Schlusse berichtigt. Es wird vielfach behauptet, die stadtbaslerische Sprache gehöre zur elsässischen Mundart, da sie mit dieser gewisse Lauteigenthümlichkeiten, wie Kind, Dag, scheen, gwis, grien gegenüber Chind, Tag, schön gwüß, grüen der anstoßenden Schweizerdialekte gemeinsam habe. Nun hat aber gerade das benachbarte Sundgau, zu dem wir nach dieser Theorie sprachlich doch wohl gehören würden, das am meisten charakteristische anlautende ch so gut wie die Schweiz und der südliche Breisgau, denn jene Verflachung von ö und ü haben auch unbezweifelt schweizerische Mundarten wie die Urner, Unterwaldner und Berner Oberländer entwickelt. In keiner historischen Urkunde findet sich Basel als elsässische Stadt aufgeführt, wie es denn durchaus nicht sicher ist, daß der Sundgau bis an die Birs gereicht habe, während umgekehrt das Ober-Elsaß unter dem Bisthum Basel stand; und doch wird schwerlich Jemandem einfallen, aus diesem Verhältnisse heraus eine Beeinflussung der Elsässer Sprache durch die baslerische zu erschließen. Die der Stadtbasler Mundart am nächsten stehende ist vielmehr diejenige, welche in Rheinfelden, im Wiesenthal und landab etwa bis halbwegs Freiburg gesprochen wird, trotzdem weder kirchliche noch politische Administration mit diesen Gegenden uns je verband. Daß wir jenes rauhe ch aller unserer Nachbarn durch k ersetzen, beruht wohl auf der verschiedenartigen Zusammensetzung unserer Bevölkerung, wofür die Geschlechtsbücher seit dem XIV. Jahrhundert genügende Zeugnisse liefern, und auf dem in einer Stadt zu allen

Zeiten mächtiger als auf dem Lande sich geltend machenden Einfluß der geschriebenen Sprache.

Seit Hebel haben Fernerstehende sich vielfach daran gewöhnt, einen Unterschied zwischen „schweizerisch" und „alemannisch" aufzustellen, indem als letzteres nur der Dialekt „in dem Winkel des Rheines zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau" gelten soll. Aber Hebel selbst hat hinzugefügt: „und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben." Jeder Kenner der lebenden Mundart wird bestätigen, daß das „Schweizerische" der nördlichen Abdachungen des Jura, also in Baselland und in Theilen von Aargau und Solothurn, mit dem „Alemannischen" des Markgrafenlandes weit näher verwandt ist als mit der doch wieder „schweizerischen" Mundart des Thurgau's, Appenzell's u. s. w. Politische Grenzen und konfessioneller Unterschied können wohl auch im Laufe der Zeit sprachliche Besonderheit erzeugen; bis jetzt haben sie den allmäligen Uebergang einer Mundart in die andere noch nicht aufgehoben. Lassen wir also den von der Gelehrsamkeit des XVI. Jahrhunderts wieder aufgebrachten Ausdruck „alemannisch" im wirklich gelehrten und ursprünglichen Sinne als Gesammtbezeichnung der südwestlichen Mundarten im Gegensatz zu den fränkischen und bayrisch-österreichischen ruhig weiter bestehen; die Benennung der Unterabtheilungen ist ja durch die Namen der einzelnen Landschaften auf die einfachste und unzweideutigste Weise bereits gegeben.

Ueber das Vorurtheil, als sei der Dialekt eine verderbte Schriftsprache, ist nach dem Gesagten kein Wort mehr zu verlieren. Sollen wir eine bündige Formel für die Charakterisirung unseres Dialektes vorschlagen, so wäre es diese: Unsere Mundart ist die natürliche Fortsetzung einer älteren Schriftsprache, welche derjenigen, auf welcher das „Gutdeutsche" beruht, in keiner Beziehung nachstand und nur durch die Ungunst äußerer Verhältnisse vom Schauplatz verdrängt wurde.

Vgl. des Verfassers Werk „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit" (Heilbronn 1888); Titus Tobler, Alte Dialektproben der Schweiz (St. Gallen 1872); Birlinger's Alemannia, Bd. XV (Bonn 1887/88); Götzinger's Hebelausgabe (Aarau 1873); Seiler, die Basler Mundart (Basel 1879).